



LK 3567/1

Zwanzigster Jahresbericht

der

Gottfried Keller-Gesellschaft

1951 - 60

Zürich

Verlag der Gottfried Keller-Gesellschaft

1952

G 1814

49

GNR 61975
VNR 13296



Die Mitgliedschaft der Gottfried Keller-Gesellschaft

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar (Detlisbergstrasse 40, Zürich 53) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages von Fr. 15.- für Privatpersonen oder von Fr. 30.- für juristische Personen auf Postcheck-Konto VIII 6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott, zum unentgeltlichen Bezug der Jahresgabe, zum freien Eintritt in die Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek und zum Besuch des Arbeitszimmers Gottfried Kellers im Hause zum Thale, Seltweg 27, Zürich. Mitglieder, die der Gesellschaft unter Verzicht auf ein Buchgeschenk, lediglich zur Förderung ihrer idealen Aufgaben, beitreten, entrichten einen Jahresbeitrag von mindestens Fr. 10.-.

Freundschaften Gottfried Kellers

Versuch über die Einsamkeit eines Genies

von

Werner Weber

Wir haben von Freundschaften Gottfried Kellers zu reden. Das heißt, wir haben von Beziehungen zu reden, die dieser eine Mensch zu Menschen seiner Umgebung hatte. Für den Charakter solcher Beziehungen sind manche Faktoren verantwortlich zu machen: es wären die innere und äußere Eigenart der Freundschaftspartner zu nennen; es wären die wechselnden Gegenstände und Interessen hervorzuheben, an denen sich freundschaftliche Gefühle und Neigungen äußern konnten; und es wären auch die Umstände der Zeit und des Ortes anzuführen, unter denen sich die Begegnungen ereigneten. Unser Interesse richtet sich, innerhalb der genannten Möglichkeiten, auf die Erscheinung des einen Freundschaftspartners Gottfried Keller. Es geht dabei nicht um eine Wiederholung der Freundschaftsgeschichten im Leben unseres Dichters; es soll, vom Wesen Kellers her, der allgemeine seelisch-geistige Charakter seiner Beziehungen zu Menschen behandelt werden. Keller bleibt uns im Mittelpunkt.

Das Recht für ein solches Vorgehen liegt in der Sache selbst. Ein solcher Satz ist freilich vorläufig nichts anderes als eine Behauptung. Ja, mehr als das; ein solcher Satz ist schon eine versteckte Interpretation oder, bescheidener, eine versteckte Meinung – diese nämlich, die zum Ausdruck bringt, daß die Freundschaften Gottfried Kellers nichts mit dem Freundschaftsbegriff zu tun haben, den man gern als eine Harmonie zwischen Geben und Nehmen auffassen möchte. Hat Keller mehr gegeben, oder hat er mehr genommen? Mit einer solchen Frage gerät man in ein altes Thema der Keller-Forschung. Conrad Ferdinand Meyer hat von Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit im Charakter seines Zeitgenossen gesprochen; Jakob Vächtold, der erste große Biograph Kellers, hat in Zweifel gerückt, ob unser Dichter überhaupt je eine innige Freundschaft gepflegt oder eine dauernde Neigung zu einem Menschen unterhalten habe. Diese Urteile sind nicht von den ersten besten gefällt worden. Sie stehen aber im Widerspruch zu unserer Erfahrung als Leser: wir haben die Werke des Dichters vor uns, und wir wüßten nicht, wie aus ihnen Gefühllosigkeit oder Gleichgültigkeit ihres Schöpfers nachzuweisen wäre. Diese Verlegenheit ist der Ausgangspunkt unserer Gedanken.

Ich beginne mit einer Briefstelle. Am 5. August des Jahres 1884 hat Gottfried Keller an seinen Freund Johann Salomon Hegi geschrieben: „Lieber Freund! Vorgestern abend stach mich auf dem Café zur Meise dahier ein Herr Rotschi aus Genf an ...“ Bei aller Rücksicht auf Kellers Wortschatz, der sich in den Briefen je nach der Eigenart des Empfängers in wechselnden Facetten spiegelt, darf man die Wendung „anstechen“ über den besonderen Fall hinaus ernst nehmen. Keller fühlte sich in Begegnungen mit Menschen angestoßen. Es störte ihn. Und mit

diesem einen Wort „Störung“ ist man mitten im Problem. Worin bestand die Störung? Darin: Keller erstrebte nicht den Menschen; er suchte Menschentum. Jeder Mann aber und jede Frau, die ihm entgegentraten, brachten ihm nur einen Teil dieses Menschentums entgegen, eine Möglichkeit, die doch nur in der Vereinigung mit allen übrigen Möglichkeiten jenes Runde und Ganze ergeben konnte, das er suchte: Menschentum.

Der Dichter hat uns für solche abstrakten Erwägungen die mannigfachsten Bilder gegeben. Eines unter ihnen wird im „Sinngedicht“ entwickelt: es ist das Bild des vollkommen ausgeglichenen weiblichen Wesens, in dem der Körper, die Seele, der Geist in jenem Gleichmaß der Einflüsse stehen, das sich in der Begegnung mit der Welt als Lachen und Erröten zu erkennen gibt. „Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? / Küß eine weiße Galatee: sie wird errötend lachen.“ Die Leidenschaften des Leibes und des Geistes, das extreme Rot und das extreme Blau, sozusagen, erheben sich gegenseitig ins strahlende Weiß der idealen Ausgeglichenheit. Es wäre in diesem Zusammenhang auch an die polaren Temperamente der weiblichen Wesen Judith und Anna zu erinnern, deren sinnliche und seelisch-geistige Vermögen in der Gestalt Dortchen Schönfunds auf einer höheren Stufe der Ausgewogenheit wiederkehren. Dies alles sind nur die Bilder des Dichters für die Lebensschau des Mannes, dem die Zufälligkeit des Individuellen als Schranke vor der ruhenden Größe des Allgemeinen galt und den diese Zufälligkeit also störte.

In einer solchen Deutung der Lebensverhältnisse wird aber die Freundschaft oder, konkreter, wird der Freund eine Erscheinung, die mit Vorsicht zu bedenken ist. Keller hat die Freundschaft gefürchtet, mit einer großen Ausnahme, die später zu nennen sein wird. Er pflegte die Freundschaft nicht hingebend; er handhabte sie; er überwachte sie. Wie weit hier Bewußtsein und wie weit hier Instinkt wirkte, ist von Fall zu Fall schwer auszumachen. Sicher ist nur, daß Kellers Freundschaften nie in Gluten aufgingen. Sein Dämon gab ihm in jedem Fall, wo eine Bindung an ein Du sich zu fesselnd gestalten wollte, die Mittel der Neutralisation. Keller war in solchen für ihn entscheidenden Augenblicken abweisend, verlegend, grob. Man braucht nicht die schweren Fälle heranzuziehen. Es gibt einen scheinbar freundlichen, der die Situation Kellers unter humorvollen Zeichen erscheinen läßt. Lina Dunder erzählt davon (nach Kellers Antwort vom 6. März 1856 zu schließen wohl reichlich pointiert, im Kern aber das Richtige treffend) in dem Brief, den sie am 29. Februar 1856 an Keller geschrieben hat. Sie kommt dort unter anderem auch auf ihre Schwester Betty Tending zu sprechen, die in jenem Augenblick in Italien weilte. Es heißt dann wörtlich: „Ich habe den Auftrag (von Betty), Sie zu grüßen, obgleich Sie stets so unartig und mürrisch wie möglich gegen sie gewesen seien. Wir führen zuweilen, Betty und ich, eine kleine Szene auf, in der ich Keller spiele. Sie können denken, wie natür-

lich das ist. Es handelt sich um ein Bijou, was Sie fallen ließen. So nannten Sie wenigstens irgendein einer Schale entfallenes Ding. – Meine Schwester hebt es auf, – unerhört freundlich, huldvoll von einem schönen, großen, stolzen Mädchen. Sie präsentiert es Ihnen, und Sie fragen es ihr ungestüm und barsch aus der Hand und legen es an Ort und Stelle, ohne Dank, ohne irgend ein schmeichelhaftes oder erstauntes Wort. – Betty steht erstarrt vor Ihnen ...“

Die Zeugnisse für Kellers Schmerz um Betty Lending sind allbekannt. Es ist ein Schmerz, der wie in allen andern entsprechenden Fällen notwendig zu Kellers Lebensgesetz gehört. Er ist bedingt durch dieses Lebensgesetz, das Menschentum als Ziel des Bemühens vorschreibt. Man könnte weiter sagen, es sei das Lebensgesetz, das den Menschen einsam macht, das von ihm die Einsamkeit als Bedingung zur Existenz fordert. Zu was für einer Existenz? Das ist die Frage. Ich möchte, im Versuch, sie zu klären, von einem Gedicht ausgehen.

Die wunderbaren Strophen des Gedichtes „Winternacht“ sind jedem Freunde von Kellers Lyrik vertraut. Es wird in ihnen die folgende Situation festgehalten: ein See ist zugefroren; ein Mensch steht auf dem Eis; aus der schwarzen Tiefe herauf steigt das schönste Phantom einer Frau; es sucht einen Durchgang durchs Eis, um zum Menschen hinaufzugelangen. Es gibt keinen Durchgang. Der Mensch geht wieder an Land, es ist ihm nur die Erinnerung an jene Erscheinung geblieben: „Ich vergeß das dunkle Antlitz nie, / immer, immer liegt es mir im Sinn!“ So schließt das Gedicht. Und dieser Schluß ist nichts anderes als die dichterische Erhöhung aller jener Wendungen, die man in Kellers Briefen finden kann, Wendungen, in denen es heißt, wohl sei man schreibfaul, säumig bis zur Rücksichtslosigkeit, aber bei alledem sei doch zu sagen, daß das Gedenken an Mitmenschen nicht mangle und nie aussehe. Solches Gedenken gilt nun aber nicht den beschränkten Verhältnissen des Individuums; es gilt der Versammlung eben jener individuellen Verhältnisse zu dem, was wir bis jetzt Menschentum genannt haben.

Und nun ist der Punkt leicht zu treffen, an dem Kellers Schweizercharakter strahlend vereinigt ist: für ihn darf eine Versammlung des Individuellen nicht zu einer Abstraktion, eben zu Menschentum, führen; für ihn muß sie das Faßbare stiften. Und das Faßbare heißt hier: Vaterland. In der Formierung des Vaterlandes strebt der Mensch, der jetzt Bürger, das bedeutet Mitwirkender, geworden ist, allein darnach, die Vielen in jenem besten Dasein zu versammeln, das die Würde des Menschentums täglich sichtbar und erfahrbar bestätigt. Es geht nicht darum, das individuelle Leben als eine Einzelaktion zu denken; es geht darum, dieses Leben auf eine praktische Humanität hin zu denken, und das heißt: auf das Vaterland als der besten Summe menschlicher Würde, zu der die Einzelnen verantwortlich beitragen.

Zu solchen Betrachtungen gehört eine Stelle aus Kellers Tagebuch. Zum Datum des 2. Mai 1848 steht darin unter anderem aufgezeichnet: „... Wehe einem

jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen innern Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen ..." Diese Stelle ist vom jungen Keller geschrieben worden und zudem in einem einmaligen, ganz bestimmten politischen Klima. Wenn aber auch der Ton der Aufzeichnung nicht für das ganze Leben Kellers verbindlich bleibt, so bleibt es doch der Geist. Aber was hat dies alles mit den Freundschaften Kellers zu tun, die uns hier beschäftigen sollen? Es führt zu dieser entscheidenden Klärung: auch Freundschaften bergen für Keller die Gefahr, zu jenen „kühnen Minderheiten“ zu werden, die Störungen und Verwirrungen im Leben der Gemeinschaft anrichten können.

Damit hat sich ein erster Kreis unserer Überlegungen geründet, und dabei sind an Stelle der Abstraktionen Individuum und Menschentum die praktischen Erscheinungen Bürger und Vaterland getreten. Und ich wage nach allem dieses Wort: Kellers Glaube an die Sendung des Menschen als Bürger hat die Innigkeit seiner Freundschaften verhindert. Freundschaft könnte zur Clique werden, und Cliquen sind die Krankheit des Vaterlandes. Gibt sich, wenn wir als die Späteren urteilen dürfen, in solchen Befürchtungen nicht die damalige Krise des bürgerlichen Zeitalters zu verstehen?

Doch neben alledem bleibt die Tatsache bestehen, daß in der Keller-Biographie von Freundschaften des Dichters die Rede ist. Es sind darunter solche, die als eng, als warm bezeichnet werden, diejenige zu Hegi zum Beispiel, oder jene zu Hettner, zu Baumgartner, zu den Geschwistern Erner. Es geht jetzt darum, in der Beleuchtung dieser Umstände die Verbindung mit den Gedanken herzustellen, die bis dahin vorgetragen worden sind.

Ich nehme eine Äußerung Kellers als Ausgangspunkt, die in jenem Brief an Hegi nachzulesen ist, der am 10. April 1841 geschrieben wurde. Keller hält in jenem Zeitpunkt fest, die Lichtseite seiner Lage bestehe darin, daß er sich selbst sage: „Mut, Kellerchen, du hast dich ein wenig unbesonnener Weise ins Leben hinausgeworfen, bist ins Pech geraten; aber es wird schon wieder anders kommen; tue immer dein möglichstes, und du wirst auch wieder herausgezogen werden ..." Der junge Keller umschreibt hier seine Lebensarbeit: er will immer sein möglichstes tun. Das ist eine vage Formel. Sie bezeichnet, genau gesagt, den Entschluß, über die eigene Bestimmung ins klare und ins reine zu kommen. Denn nur das möglichst bewußte, durchschaute und geprüfte Dasein des Einzelnen kann zu jener Sittlichkeit führen, die den Bürger ausmacht, der sinnvoll mitbauend im Vaterland steht. Das dumpfe Sich-treiben-Lassen, das unbedachte Vegetieren

des Einzelnen ergibt in der Häufung der Fälle nichts als eine amorphe Masse, an der das Vaterland zugrunde geht.

Im Zusammenhang mit der Selbstbetrachtung und der Selbstklärung sind nun jene Beziehungen zu verstehen, die man als Kellers Freundschaften bezeichnet. Diese Freundschaften sind Anregungen, Hilfen zur Selbstklärung, die Keller mit dämonischer Sicherheit annimmt, unterbricht und wieder annimmt, ganz wie es der Rhythmus seiner seelisch-geistigen Entwicklung erfordert. Man lese, als Beweis dafür, die Briefe des Dichters. In dieser Korrespondenz sind auch die Pausen bemerkenswert; sie fallen in die bald größeren, bald kleineren Epochen, in denen die Selbstklärung der anregenden Verbindung mit der Außenwelt nicht mehr bedurfte. Die Schwierigkeiten, die sich daraus jeweilen ergaben, hat Keller in dem Brief an Baumgartner vom 16. Februar 1851 festgehalten. „Ich habe ... die ziemlich begründete Vermutung“, schreibt er, „daß mich mehr als ein Freund und Gönner nach einem alten Sprichworte vergessen und begraben hat in seinem Gedächtnis, obgleich ich oft und viel an alle denke. Die Gründe sind mir freilich unbekannt, wenn sie nicht etwa darin liegen, daß man mich für verloren und verschollen erachtet, weil ich einige Jahre hindurch still meiner Abklärung und Selbstrettung aus allerlei inneren und äußeren Kämpfen gelebt habe, anstatt mit Spektakel und Geräusch blinden Lärmen zu machen, wie es heutzutage Mode ist ...“

Ich möchte im Anschluß an diese Stelle wiederholen: was man Kellers Freundschaften nennt, das sind dämonisch gehandhabte Hilfen im Prozeß der Selbstrettung, die ihrerseits jener Sittlichkeit dienen soll, deren die Gemeinschaft am Ende vom Einzelnen her bedarf. Es ist kein Zufall, daß beim Lesen der Briefe Kellers immer wieder der Eindruck eines Tagebuchs lebendig wird. Die Briefe sind im innersten Kern ein fortgesetztes Tagebuch, ohne das, nach der viel zitierten Meinung des ganz jungen Dichters, ein Mann ist, was ein Weib ohne Spiegel. Ja, der Mann hört auf, Mann zu sein, „wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht“. Dieser Charakter der Briefe und des Kellerschen Freundschaftsbegriffs ist von einem seiner feinsinnigsten, freundschaftlich nahen Partner bemerkt und festgehalten worden. Hettner schreibt am 21. Juni 1850 an Keller: „... Fahren Sie recht fleißig fort mit ihren Berichten. Vielleicht können Ihnen diese Mitteilungen dazu dienen, daß Sie dann und wann Ihre Gedanken, Anschauungen und Stimmungen resümieren...“ Wenn dann solche Resümées den andern, wie zum Beispiel im Fall Hettners, „Genuß und Nutzen“ gebracht haben, dann war das eine erfreuliche Folge; es war aber nicht die erste Absicht Kellers. Er schrieb für sich; sein Schreiben gehört in den Vorgang der Selbstrettung.

Man müßte nun die Wendungen und die Wandlungen eines ganzen Lebens betrachten, wollte man jenen Vorgang der Selbstrettung, den wir hier im Zusammenhang mit Kellers Freundschaften hervorheben, den Inhalten nach voll-

ständig aufhellen. Es gibt darin natürlicherweise zentrale und eher periphere Anliegen; zu den zentralen ist Kellers philosophisch-psychologische und ist seine ästhetisch-künstlerische Selbstklärung zu rechnen. Beide sind in Briefen an Freunde dargestellt worden, aber nicht im Stil einer wesentlich für den Empfänger berechneten Form; es geschah wesentlich in der Rechenschaftsform des Tagebuchs.

Aus den Briefen an Baumgartner hat die Keller-Biographie die ergiebigsten Hinweise für eine Erhellung der philosophisch-psychologischen Belange geholt. Man hat sie unter dem Stichwort „Feuerbach-Erlebnis“ zusammengefaßt. Damit pflegt man Kellers Kontakt mit der Lehre Ludwig Feuerbachs und die Wirkungen zu bezeichnen, die sich aus diesem Kontakt ergeben haben. Sie sind in ihrer Hauptsache knapp zusammenzufassen: Keller nahm den menschlichen Tod als einen absoluten Tod an, als einen Tod, nach dem es kein weiteres, verändertes Sein mehr gibt. Das war der wahrhafte Tod. Er entwertete für Keller das diesseitige Leben nicht; er machte es, nach seinem berühmten Wort, „klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher“. So formuliert, könnte die Meinung aufkommen, Keller sei durch Feuerbach verwandelt worden. Eine solche Verwandlung behaupten, heißt einen Charakter schmälern. Feuerbach verwandelte Kellers Anlagen nicht; er bestätigte sie. „Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden“, schrieb Keller am 4. April 1850 an Freiligrath, „ich bin aber“, fährt er weiter, „weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben ...“ Sein Verhältnis zum Dasein hatte weit vor Heidelberg, das heißt vor der Begegnung mit Feuerbach, jene Prägung, in der der Mensch verantwortlich in der Mitte steht, in der er zur Erfüllung seiner sittlichen Pflicht und zur Reinigung seines Bewußtseins aufgerufen ist, und zwar wird er dazu aufgerufen mit strenger Absolutheit, weil ja doch keine Aussicht mehr besteht, „das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen“. Das sind Kellers Überlegungen und Entscheidungen. Sie sind die erste bewußte, in der Reflexion geklärte Entwicklungsstufe eines authentischen Lebensgehaltes. Und sie sind gerade dadurch nicht zu trennen vom künstlerischen Wachstum des Dichters.

Damit steht man vor der zweiten jener zentralen Selbstklärungen, die wir genannt haben: vor der ästhetisch-künstlerischen Frage. Das wesentliche Material zu ihrer Erläuterung hat die Forschung im Briefwechsel Kellers mit Hettner gefunden. Es geht um Fragen der dramatischen Kunst. Keller hat über keine poetische Gattung so viel nachgedacht und theoretisiert wie über das Drama. Und eben dieser Teil seiner persönlichen Selbstklärung ist für den teilnehmenden Hettner zum schönsten Gewinn geworden; er hat Kellersche Erkenntnisse für seine eigenen Untersuchungen zum Thema der dramatischen Kunst dankbar übernommen. Aber noch einmal ist zu wiederholen: Keller hat diese sichtende Arbeit nicht

im Hinblick auf irgend jemanden geleistet; der Hinblick, der auch hier wiederum ins Gewicht fällt, ist der Dichter selbst, der Mensch, der zu sich selbst hindentkt. Keller hat die dramatische Form mit vollem Ernst gesucht, und er hat sich in diesem Suchen selber stillschweigend, ohne Willen, als Erzähler bestätigt. Jeder theoretischen Erkenntnis im Bereich des Dramas folgte ein Mißlingen im Versuch der entsprechenden praktisch-künstlerischen Durchführung. Der Zustrom schöpferischer Kräfte in den Bereich des Erzählers wurde dadurch nur kräftiger; der intellektuellen Erfahrung des Versagens in den Formen des Dramas wartete in den Formen der epischen Kunst schöpferischer Trost. Denn Grenzen erkennen, heißt immer auch: Möglichkeiten erkennen. Mit solchen Blicken auf seine Möglichkeiten hat Keller die Einsicht in den ihm gemäßen Schaffensprozeß gefördert. Er entdeckte dabei als Bestes, die reinen Formfragen weit hinter sich lassend, nicht mehr und nicht weniger als die Größe und die Zuverlässigkeit seines schöpferischen Wesens: „... Ich habe ... zum Troste für meine Zukunft bemerkt, daß ich, wenn ich frei aus mir heraus sinne, original und wesentlich sein dürfte, und eine solche Quelle versiegt nie ...“

Dieses Wort an Hettner ist im Zusammenhang mit dem Gespräch über dramatische Studien hingesezt worden, leitet aber sofort über zum Roman, zum „Grünen Heinrich“. Es erreicht jedoch seine eigentliche Bedeutung nur, wenn es im Zusammenhang mit allen jenen Bemerkungen gesehen wird, in denen Keller die Fruchtbarkeit des unbezogenen, subjektivistischen Schaffensgeistes verneint und nur jenem Schaffenden einen Gewinn und eine fortwirkende Bedeutung verspricht, der sich als Bürger im Vaterland der Schaffenden erkennt. Ich brauche die Wörter „Bürger“ und „Vaterland“ mit Bedacht; es soll damit die Verbindung der künstlerischen mit der menschlich-politischen Situation vorbereitet werden.

Am leichtesten klären sich diese Zusammenhänge vor dem folgenden Zeugnis. Keller schreibt am 26. Juni 1854 an Hettner: „... Mit einem Worte: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten ... Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht ...“ Das ist eine tief bürgerliche Auffassung von der Struktur des künstlerischen Prozesses; es wird mit der Substanz der Gemeinschaft gerechnet, und als deren einzige Gefährdung erscheint das unbezogene, selbstherrliche Individuum oder, nun auf den künstlerischen Bereich eingeengt, das „Willkürgenie“.

Die Gedanken zu Kellers Freundschaften sind jetzt bis an die Stelle geführt, an der es die Sache verlangt, daß in der Gesamtheit von Kellers menschlichen Beziehungen auch jener intime Kern berührt wird, wo die Biographie von Liebe, nicht nur von Freundschaft redet. Es kommt in diesen Beziehungen, kraftvoller, schicksalhafter als überall sonst, eine Gegenkraft von Kellers Bürgerlichkeit zur Wirkung: der Eros. Wo sich bei Keller der Eros einmischet, da erreicht sein Schaf-

fen die Vollendung und gerät sein Leben in die Tragödie. Im Schaffen ist dann nicht mehr vom Augenmenschen zu reden, wie man es sich im Fall unseres Dichters angewöhnt hat. Unter der Macht des Eros weitet sich Kellers Einbildungskraft über den ganzen Sinnenbezirk; das Auge arbeitet nicht stärker als das Gehör, nicht stärker als der Geruchssinn, nicht stärker als der Tastsinn. Unter der Macht des Eros verdichtet und erhöht sich das Erfahrbare zum mythischen Bild. Das unvergeßliche Beispiel für solche Behauptungen ist im ersten „Grünen Heinrich“ zu finden, dort, wo Judith als eine versammelte Natur mit dämonischem Reiz des Leibes aus dem Wasser im Wald steigt. Solche Erhöhung ins Mythische ereignet sich auch in Kellers menschlichen Beziehungen, wenn der Eros sie vorherrschend bestimmt. Eros und Bürgerlichkeit (diese eben als das Streben auf das im Vaterland verwirklichte Menschentum verstanden), Eros und Bürgerlichkeit also treten gegeneinander auf; es ergibt sich das, was eben als die Tragödie in Kellers Leben bezeichnet worden ist. Der Eros drängt auf die mythische Überhöhung hin, auf das Ungewöhnliche, auf das jedes praktische Verhältnis Überragende. Die Bürgerlichkeit drängt auf das genaue Gegenteil; sie will das nützliche Eingehen in die Gemeinschaft, das mythisch Überhöhte ist ihr verdächtig: es könnte das sittliche Maß, es könnte die Mäßigung, von der die Gemeinschaft lebt, zerstören.

In solcher Spannung ist Kellers Liebe zu Frauen zu betrachten. Die Namen sind jetzt weniger von Belang. Ob es die schöne Wintertururerin Luise Nieter, ob es Johanna Rapp, ob es Betty Tending sei: in jedem Fall wird eine Frau, die in Keller den Eros anrief, zum Anlaß der heftigsten Entscheidung. Und schon allein diese Tatsache, daß Kellers Bürgerlichkeit gegen das absolute, gegen das überhöhende Begegnen auftritt, das der Eros will, diese Tatsache allein schon hat genügt, das nahe Verhältnis Kellers zu Frauen aus geistig-seelischen Gründen zu gefährden – man braucht nicht immer wieder gerade diese unkörperlichsten Katastrophen ausgerechnet vom Körperlichen her zu erläutern, indem man das Unverhältnis zwischen einem prächtigen großen Kopf, einem zu kleinen Rumpf und einem zu kleinen Paar Beine als Hindernis anführt. So ist am Ende zu sagen, daß Keller die Vollkräfte seines Wesens, wir nennen sie Bürgerlichkeit und Eros, in der Liebe nicht zu versöhnen vermochte; er trug sie, jede in ihrer Art mächtig, als Partner durch ein Leben mit sich, lange nicht überzeugt, daß der praktische Erdenweg eines Menschen jene Versöhnung überhaupt bringen könnte.

Das schönste Beispiel dafür, daß es diese Versöhnung gibt, wurde Gottfried Keller in seinen letzten Lebensjahren zuteil durch die Erscheinung der Geschwister Erner. Keller lernte den Rechtswissenschaftler Adolf Erner kennen, als dieser in den Jahren 1868 bis 1872 an der Universität Zürich lehrte. 1872 kam Marie Erner, die Schwester Adolfs, nach Zürich; das war der Anfang einer nahen Beziehung zu Keller, die sich in keiner Weise lockerte, als Marie Erner später den Wie-

ner Chirurgen Anton von Frisch heiratete. Kellers Beziehung zum Erner-Kreis ist mit keiner andern zu vergleichen; die Briefe an diese Freunde stehen, was ihren Lebensgehalt angeht, in der gesamten Kellerschen Korrespondenz allein. Sie sind die unmittelbare Kunde eben jener Verjöhnung von Bürgerlichkeit und Eros, also dessen, was Keller als ein Labfal des Daseins im Sinne stand. Dieses Labfal wird ihm jetzt erfahrbar, es tritt praktisch auf. Dadurch ist die Beziehung zum Erner-Kreis die große Ausnahme geworden, in der, wie wir sagten, die Freundschaft jede Bedenklichkeit verliert. Ich will versuchen, diese Umstände, von außen beginnend, zu beleuchten.

Als Keller im Sommer 1874 zum zweitenmal zu den Freunden Erner auf Besuch fuhr, sandte er aus Lambach ein Telegramm mit dem einen Satz: Das Faszis rollt heran.“ Man könnte dieses Telegramm als den Merkton bezeichnen, in dem der Frohmut, der Humor, die muntere Derbheit, die Aufgeschlossenheit vorbedeutet sind, die bei einem ersten Blick die Beziehung zwischen Keller und der Familie Erner bestimmen. So hatte zum Beispiel Marie Erner ihrem Freunde geschrieben, sie würde ihm, falls er zu Besuch erscheine, einen bekömmlichen Unterschlupf vorbereiten. „... In unserem neuen Hause“, sagte sie, „richte ich Ihnen das trockenste und wohnlichste Zimmer her als Aufenthalt bei Tag, mit Rosen und Flieder und allem Teufel ...“ Bei anderer Gelegenheit meldet Keller den Freunden, seine Schwester Regula sei krank; nun müsse er morgens den Kaffee machen, und er müsse den Kagen (zwei eigenen und einer Hospitantin) das Fressen reichen, auch zuweilen Milch sieden, damit sie nicht schlecht werde. Einmal, so berichtet er weiter, sei das Sauerkraut im Fäßchen verdorben, es sei schwarz; nun könne man es aber ja im Sommer auf die Bleiche geben, es vielleicht dann spinnen und nachher weben.

So regiert an der Oberfläche ein munterer Schalk. In einer tieferen Schicht aber bereitet sich immer schöner das reinste Bild menschlichen Wirkens. Marie Erner meldet ihre Vermählung mit Anton von Frisch. Sie meldet die Geburt des Stammhalters. Und Keller sieht aus dem Gleichgewicht von Bürgerlichkeit und Eros das Höchste wachsen, das er kennt: die Sippe, die Gemeinschaft, in der der Begriff des Vaterlandes sich überschaubar wiederholt. Die Sippe ist die Vorschule zum Vaterland, zur umfassenden Verwirklichung der Sittlichkeit, in der Menschentum möglich ist. Keller hat die Sippe nirgends so nah seinen höchsten Träumen wirklich werden sehen wie bei den Freunden Erner. Und er hat sie nie so sehr seinem eigenen Lebensgesetz verwandt wirklich werden sehen. Denn auch hier, im Kreise Marie von Frischs, ist das Leben nicht vorherrschend auf ein Jenseits, auf eine spätere Möglichkeit hin ausgerichtet; es gilt vielmehr das Ereignis des einzel gegenwärtigen Tages voll und ganz.

Das Gespräch über solche Fragen wird durch ein unheimliches Wort Kellers in Gang gebracht. Marie von Frisch hatte ihm ein Bild geschickt, auf dem sie an

einem Verkleidungsfest zu sehen war. Keller schrieb ihr darauf: „Ich danke Ihnen auch schönstens für die zierliche Photographie Ihrer Vermummung mit dem allerliebsten Käusemützchen, das Profil ist noch ganz so fein wie vor acht oder weiß Gott wie viel Jahren, beinahe noch jünger; es tut aber nichts, der Totenkopf wird schon noch kommen, eh' wir's uns versehen.“ Man denkt bei solchen Worten unter anderem an jene Stelle im „Landvogt von Greifensee“, wo die Ahne das vier Zoll hohe Skelettchen mit der silbernen Sense auf die Hand nimmt und sagt: „Sieh her, so sehen Mann und Frau aus, wenn der Spasß vorbei ist!“ Die Erinnerung an den Tod aber hat Keller nicht erschreckt, und sie hat auch Marie von Frisch nicht erschreckt. Sie gab Keller eine Antwort, die dem Geist nach seine eigene hätte sein können. Sie schrieb ihm: „Daß Sie mich an meinen Totenkopf mahnen, hat's gar nicht nötig, ich freue mich ohnehin jeden Tag extra, den mir Gott gibt, zum Unterschied von vielen Menschen, die das bei sich selbstverständlich finden und so eine sehr billige und intensive Freude entbehren ...“

Das Leben als intensive Gegenwart genommen, nicht auf ein Jenseits vertröstet: eine solche Haltung mußte Keller anrühren. Er sah in Marie von Frisch und ihrer Familie seine eigenen Anlagen, in denen Eros und Bürgerlichkeit als Pfeiler gelten mögen, in jener praktischen, im Tage wirkenden Möglichkeit, die ihm, der diese Anlagen in dämonischer Steigerung mitbekommen hatte, nur in der Einbildungskraft erreichbar war. Das aber ist das Schicksal des Genies, das sein Bürgerrecht im Absoluten mit der Einsamkeit im Menschenalltag bezahlt.

Die Rede „Freundschaften Gottfried Kellers“ ist, erweitert um ein Vorwort, mit drei Abbildungen in der Reihe der kleinen Geschenkbände des Eugen Rentsch-Verlages (Erlenbach-Zürich) erschienen.

Zwanzigster Jahresbericht

der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1951

Der 2. Band der von Dr. Carl Helbling herausgegebenen Briefe Gottfried Kellers wurde den Mitgliedern am 18. Oktober 1951 zugestellt. Der 19. Jahresbericht enthielt die Rede von Prof. Dr. Gotthard Jedlicka über „Die ossianische Landschaft“. Am Herbstbott, das am 28. Oktober 1951 im Zürcher Rathhausaal stattfand, sprach Dr. Werner Weber, Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, über „Freundschaften Gottfried Kellers.“

Das Dichtezimmer im Hause Talegg, Seltweg 27, Zürich, war im Winter geschlossen; vom April bis Oktober war es samstags von 14–16 Uhr und sonntags von 10.30 bis 12 Uhr geöffnet.

Die Mitgliederzahl betrug am 31. Dezember 1951 332, gegenüber 333 im letzten Jahr.

Die Gesellschaft hat den Hinschied der beiden Vorstandsmitglieder Dr. Werner Reinhart und a. Ständerat Dr. Oscar Wettstein zu beklagen. Beide haben sich um die Gesellschaft große Verdienste erworben. Dem Vorstand gehören heute an:

a. Reg.-Rat. Dr. Robert Briner (Präsident)
a. Generaldirektor Heinrich Blasf (Quästor)
Dr. Felix Burchhardt
Prof. Dr. Ludwig Forrer
Prof. Dr. Carl Helbling
Stadtpräsident Dr. Emil Landolt
Dr. Karl Raef (Aktuar).

Die Betriebsrechnung 1951 zeigt folgendes Bild:

Ausgaben	Fr. 7 283.35
Einnahmen	Fr. 7 224.15
Das Defizit beträgt somit	Fr. 59.20
Der Vortrag vom letzten Jahr beläuft sich auf ...	Fr. 561.53
Der Aktiosaldo beträgt demnach	Fr. 502.23

Die Stadt Zürich stellte unserer Gesellschaft wiederum Fr. 200.—, der Kanton Zürich Fr. 400.— zur Verfügung. Die Erben von Dr. Hans Reinhart überwiesen uns Fr. 200.—. Den Spendern sei für ihre wertvollen Zuwendungen herzlich gedankt.

Verzeichnis der Reden,

die im Schoße der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, „Gottfried Keller und Zürich“
1933: Dr. Eduard Korrodi, „Gottfried Keller im Wandel der Generationen“
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, „Gottfried Keller als Erzieher“
1935: Dr. Oskar Wettstein, „Gottfried Kellers politisches Credo“
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, „Gottfried Keller als Maler“
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, „Gottfried Keller und die Romantik“
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, „Gottfried Keller in seinen Briefen“
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, „Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf“
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, „Gottfried Keller und die Frauen“
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, „Gottfried Kellers Verskunst“
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, „Gottfried Keller und die Jugend“
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, „Gottfried Keller und Dthmar Schoed“
1944: Dr. Kurt Ehlich, „Gottfried Keller und das Recht“
1945: Dr. Fritz Buri, „Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler“
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, „Ludwig Feuerbach“
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, „Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis“
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, „Die Züricher Novellen“
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, „Die ossianische Landschaft“
1951: Dr. Werner Weber, „Freundschaften Gottfried Kellers“

Redner

Prof. Dr. Fritz Hunziker, Rektor des kantonalen Gymnasiums, Zürich – Dr. Eduard Korrodi, Literarischer Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, Zürich – Prof. Dr. Max Zollinger, Professor an der Universität, Zürich – Dr. Oskar Wettstein, a. Regierungs- und a. Ständerat, Zürich – Prof. Dr. Paul Schaffner, Lehrer am kantonalen Gymnasium, Winterthur – Prof. Dr. Emil Staiger, Professor an der Universität, Zürich – Prof. Dr. Carl Helbling, Lehrer am kantonalen Gymnasium, Zürich – Prof. Dr. Walter Muschg, Professor an der Universität, Basel – Prof. Dr. Robert Faesi, Professor an der Universität, Zürich – Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Professor an der Universität, Basel – Prof. Dr. Karl G. Schmid (Wassersdorf), Professor an der *ETH*, Zürich – Prof. Dr. Hans Corrodi (Erlenbach), Lehrer am kantonalen Lehrerseminar, Rüschnacht – Dr. Kurt Ehlich (Kilchberg), Sekretär am Obergericht, Zürich – Prof. Dr. Fritz Buri (Läuffelen), *P.-D.* an den Universitäten Basel und Bern – Prof. Dr. Charly Clerc, Professor an der *ETH*, Zürich – Prof. Dr. Hans Barth, Professor an der Universität, Zürich – Dr. phil. Erwin Ackerknecht, Direktor des Marbacher Schiller-Nationalmuseums, Ludwigsburg – Prof. Dr. Max Wehrli, Professor an der Universität, Zürich. – Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, Professor an der Universität Zürich. – Dr. Werner Weber, Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, Zürich.